

Die Aushebung eines Engländerneßes.

Das Bataillon, welches sich bis zum Waldrand vorarbeiten sollte und die Aufgabe hatte, jeden aus dem Gehölz vordringenden englischen Angriff unter allen Umständen und bis zum letzten Mann abzuwehren, hatte die befohlene Stellung richtig oder wenigstens nach bestem Wissen erreicht. Vom D e l l i e - W a l d e war nicht mehr viel vorhanden. — Gleich zerrupften Pinseln ragten noch ein paar laß geschossene Büsche und zerstückelte Baumstümpfe in das ewige Nebelgrau des Kampftages. Zwischen ihnen gähnten die Trichter von Minenporen, von oft mannsstiefen Löchern, welche die englischen schweren Granaten aufgerissen hatten, und Reste von Gräben und Brustwehren, welche so zertrümmert waren, daß man ihnen nicht mehr ansehen konnte, welche Richtung sie ursprünglich gehabt, noch ob Freund oder Feind sie gebaut hatten. Das ganze Gebiet lag unter schwerem feindlichen Granatfeuer. Die langen englischen Kanonen mußten schon sehr ausgeliebt sein, denn offenbar konnten die feindlichen Batterien die Treffsicherheit ihrer Einschläge gar nicht mehr berechnen. Fast ebensoviel Schüsse, wie uns gollten, fielen in das Gebiet, wo sich die englischen Linien befinden mußten.

Von den feindlichen Stellungen war anzunehmen, daß sie gerade so ausahen wie die unseren. Auch dort konnte man wegen der wirksamen Bestreichung des ganzen Gebietes mit Maschinengewehrfeuer und wegen der fortwährenden Granateneinschläge keine ordentlichen Gräben bauen. Die beste Bedeckung gaben die Granatlöcher, die hin und wieder durch ein Stück Verbindungsurde — oft genug nur dreißig Zentimeter tief und kaum ausreichend, um auf plattem Bauche hindurchzutreten — verbunden waren. Das Graben hatte auch wenig Zweck, denn der nächste Einschlag verschnittete doch wieder die ganze Arbeit. Im ganzen war man von den Engländern dreißig bis vierzig Meter ab. Aber die bei einem ganz zufälligen Anlauf entstandene Linie sprang in so unregelmäßigem Zickzack hin und her, daß man an vielen Stellen nicht sicher war, ob in den Granatlöchern rechts und links hinter einem die Engländer saßen. Diese verhielten sich oft mausestills und erst das Schießen oder Handgranatenwerfen aus einem Erdloche, wenn sich bei uns etwas regte, belehrte darüber, daß dort der Feind saß. Es war eine ganz merkwürdige Lage und vielen der Kampfteilnehmer hat sich in diesen Tagen und Nächten das Bild von einem Kampfe um Bienenwaben eingeprägt. Denn wie eine Bienenwabe, Loch neben Loch, sah das Schlachtfeld aus. Wer keine Schuttern über den Rand eines Loches erhob, wußte nicht, ob er nicht im selben Augenblicke aus dem Nachbarloche eine feindliche Handgranate an den Kopf kriegt oder das Laden eines nahen Maschinengewehrs auf sich lenkt. Aber auch jedes laute Wort konnte eine Handgranaten-Liebesgabe aus dem nächsten Loch herüberlocken und dabei mußte man sich sehr vorziehen. Denn es kam in der Erregung nicht selten vor, daß man die eigenen Leute für Feinde hielt und mit ihnen Handgranaten wechselte, wie man es, nachdem die Linie endlich festgestellt war, bei den gegenüberliegenden Engländern oft genug mit Bestimmtheit und Schadenfreude beobachten konnte. Es ist aber auch vorgekommen, daß plötzlich vor derselben Lage Granaten ein deutscher und ein englischer Botengänger blindlings in demselben Granatloch Dedung suchten, in dessen Trichter Spitze sie dann zur beiderseitigen Ueberraschung zusammenprallten. Durch solche Zufälle sind wiederholt Gefangene gemacht worden, manchmal aber waren die beiden Kämpfer so erschöpft oder von der Furchtbarkeit des gemeinsamen Erlebnisses so niedergedrückt, daß sie sich gegenseitig nichts anhatten, sondern so taten, als sähen sie einander nicht, um sich dann, nachdem das Feuer wieder nach einer anderen Stelle verlegt war, jeder still nach der entgegengesetzten Richtung zu wenden, um in einem benachbarten Loch zu verschwinden.

Für den Bataillonsführer war es die wichtigste, aber eine fast unlösliche Aufgabe, sich über die von ihm und vom gegenüberliegenden Feind eingenommene Linie klar zu werden. Trotz unferes nahen und wohlgezielten Feuers zeigten unternommene Patrouillenunternehmungen der Engländer, daß sie sich in derselben Lage befanden. Es kam alles darauf an, wer von beiden zuerst die Ueberhand gewonnen hatte. Auf unserer Seite ließ man es an Eifer nicht fehlen. Der Bataillons-Kommandeur und sein Adjutant trafen mehrere Male die ganze Linie soweit ab, bis sie beiderseits unmittelbar oder mittelbar mit den Nachbarabschnitten in Fühlung gekommen waren, die ihr Gelände schon länger in Händen hatten und sich daher besser auskannten. Vorerst war es unmöglich, eine Zeichnung des vollständig unkenntlich gewordenen Gebietes zu entwerfen, da auch die zuverlässigsten Meldungen oft keine ausreichenden Anhaltspunkte boten. Der Bataillonskommandeur mußte seinen Abschnitt sozusagen persönlich ins Geführl kommen. Wiederholt kannten die beiden Offiziere bei diesen Erkundungen mit Engländern zusammen. Allmählich kam dann doch ein Ueberblick über den Wirrwarr zustande. Die Linie wurde möglichst begrabt und vorne wurden Vorkämpfer getrossen, daß niemand mehr aus Versehen zum Feind hinüberwechselte, wie es unvermeidlicherweise vorgekommen war. Das wichtigste Ergebnis der rüchmähigen Erkundung war, daß an einer Stelle ein kleines, anscheinend mit den feindlichen Linien verbundenes Engländerneß etwa hundert Meter in unsere Stellung hineinragte. Von hier aus waren unsere Leute fortwährend von hinten beschossen worden. Dieses Neß mußte zunächst beseitigt werden.

Vor dieses aber gelang, hatten die Engländer einen Glückserfolg, der ihnen viel Spaß und unseren Leuten großen Aerger gemacht hatte. Aus einem Granatloch heraus waren drei selbgraue Gestalten erschienen, welche von all den ringsum in den Löchern stehenden Kameraden mit freudigen Augen begrüßt wurden, nämlich Essenshölzer mit noch dampfenden Resten. Natürlich wurde ihnen von überall her zugerufen „Essenshölzer hierher, — hierher!“ Ein unerhörtes Neß wollte es, daß die Essenshölzer mit ihrer kostbaren Bürde geradezu in das Engländerneß hineinkamen, denn die Engländer schossen nicht auf sie, sondern luden sie ebenfalls in schönstem Deutsch und möglichst lauter Stimme ein, zu ihnen zu kommen. „Hierher, Kameraden!“ hörte man sie fortwährend rufen und die Essenshölzer fielen ahnungslos darauf hinein. Die drei Männer hat man dann beim Ausnehmen des Restes wiederbekommen, die schöne warme Suppe aber war schon in den englischen Magen verschwunden.

Ihr Verhängnis wollte, daß die Engländer in ganz ähnlicher Weise in die Falle gingen. Es war durch kluge Schleichpatrouille festgestellt worden, daß das Neß mit dem

englischen Stellungen durch einen schmalen Graben verbunden war, der durch eine Sprengung leicht abgeknüpft werden konnte. Selbstverständlich beobachteten die Engländer diese ihre Lebensader mit besonderer Sorgfalt und das Maschinengewehrfeuer hagelte nur so auf jeden, der sich ihr zu nähern versuchte. Bei Einbruch der Dunkelheit, als man die Umrisse einer Gestalt nicht mehr zu unterscheiden vermochte, machte sich ein kriegsfreiwilliger Deutsch-Amerikaner an das Wagnis. Es glückte ihm, mit einer Sprengladung unbemerkt bis in einige Röhre des Grabenhalbes zu gelangen. Dann begann er laut zu den englischen Gräben hinüber zu rufen und da er Englisch besser als Deutsch sprach, gelang ihm die Täuschung, sich für einen Engländer auszugeben, vollkommen. Erst als die Mine hoch ging und der Graben verschnittet war, merkten die Engländer, daß sie abgeknüpft waren. Sowie einer versuchte, den Graben wieder herzustellen, kammte ein deutsches Maschinengewehr die Stelle ab und die Engländer mußten die Arbeit stüchsend wieder einstellen. Eine Zeitslang unterhielten sie wütendes Gewehrfeuer, mit dem sie nichts anrichteten, aber sich selbst schädigten. Denn sie hatten ihre Munition verschossen und konnten keine mehr herankriegen. Nun begann der Deutsch-Amerikaner laut den Engländern zuzurufen, daß sie sich ergeben sollten. Es kam eine lange Verhandlung zustande. Zuerst wendeten die Engländer ein, man habe ihnen gesagt, die Deutschen schlugen jeden gefangenen Engländer tot. Der Deutsch-Amerikaner erwiderte, daß sie anständig als kriegsgefangene Soldaten, die ihre Pflicht getan hätten und nun ihr Leben nicht zwecklos zu opfern brauchten, behandelt würden. Die Vergung der Engländer machte dann große Schwierigkeiten, besonders nachdem man auf englischer Seite den Tatbestand erkannt hatte und nun von dort aus unter verschwendischer Verwendung von Leuchtraketen jeden Engländer beschloß, der den Graben verließ. Die Engländer mußten sich einzeln in ein Grabenloch begeben, wo sie vier Deutsche erwarteten, die ihnen die Waffen abnahmen. Dann mußten sie einzeln von Granatloch zu Granatloch, an einer ganzen Kette von Deutschen entlang, bis in einen großen Sprengtrichter in der Nähe des Bataillonsunterstandes, kriechen und springen. Im ganzen kamen schließlich 30 Engländer aus dem ausgehöhlenen Neße zum Vorschein, außerdem die drei unglücklichen Essenshölzer, die nicht schlecht wütend waren, weil die Engländer sie obenrein noch verspottet hatten und nun auch die um das warme Essen gekommenen Kameraden ihnen Worte sagten, die nicht nach Anerkennung einer besonderen Schlaubeit klangen.

Nach der Aushebung des Engländerneßes war es möglich, eine durchgehende Linie zu gestalten. Man hatte nun auch nach und nach herausbekommen, wo etwa noch in den nächsten Granattrichtern Feinde saßen und konnten das Vorseid mit Handgranaten fäubern, so daß nach und nach, mit behutsamem, lautlosem Graben bei Nacht eine Stellung geschaffen werden konnte, die, besetzt von heldenmütigen Verteidigern, ihre Festigkeit bei den heißen Kämpfen in den nächsten Tagen erwiesen hat.

W. Schauer mann, Kriegsberichterstatter.

Was eine Schlacht im Weltkriege kostet.

Bei allen Berichten über das ungeheuerliche Ausmaß der modernen Schlacht denkt man natürlich vor allem an die Menschenopfer, die hierdurch notwendig werden. Dann aber taucht unwillkürlich immer wieder auch die Frage auf, was eine solche Schlacht bei derartigen Inanspruchnahme von Geschützmaterial und Munition wohl kosten mag. Die interessantesten Ergebnisse einer solchen, natürlich nur ungefähre und durchschnittlich aufgestellten Berechnung über die Kosten des Geschützes und Munitionsverbrauches in einer Schlacht der Gegenwart findet sich in der „Lectures pour tous“. Die Schlacht beginnt, die Kanonen donnern. Mit unerhörter Geschwindigkeit und Ausdauer überschütten die Gegner sich mit Geschossen verschiedenster Größe und Konstruktion. Die Munitionswagen leeren sich schnell und werden sofort neu gefüllt mit den Geschossen, die aus dem Munitionspark herangeführt werden. Zahllose Jüge laufen in den nächst gelegenen Bahnhof ein, um die Geschützparcs zu versorgen. Noch ferner, im Hinterland, arbeiten in den Werkstätten Zehntausende von Männern und Frauen fieberhaft an der fortgesetzten Herstellung des Materiales, das im Kampfgebiet innerhalb von Minuten und Sekunden verschossen wird. Um zu einer annähernden Berechnung zu gelangen, untersucht das Blatt zuerst die Verhältnisse bei einer französischen 75er-Batterie.

Diese Batterie besteht aus 4 Geschützen und 12 Munitionswagen. Außerdem besitzt jedes Geschütz und jeder Munitionswagen einen sogenannten Vortrain mit Munition, und zwar gibt es in einer Batterie 16 derartige Vortrains. In jedem derselben befinden sich 24 Geschöspatronen, in jedem Munitionswagen 72, die ganze Batterie besitzt also 1248 Geschöspatronen, nämlich 312 für jedes Geschütz. Das Geschütz selbst vermag innerhalb 24 Stunden 400 Projektile zu entfeuern, und zwar bei stärkster Benützung 20 in einer Minute. Der letztere Fall ereignet sich aber höchst selten, da das Material ihn meist nicht auszuhalten vermag. Ein komplettes Projektill kostet 30 Frs. Die Abnutzung des Geschützes berechnet man nach dem Grundsatze, daß die Kanone nach 6000 Schüssen unbrauchbar geworden ist. Das Geschütz kostet 18 000 Frs., demnach kostet jeder Schuß eine Abnutzung von 3 Frs. Rechnet man hierzu den Wert der Geschosse, so kostet die Verwendung des 75er-Geschützes an einem Schladttage mit 400 Schüssen die Gesamtsumme von 13 500 Frs. Die 120er-Geschütze eines Armeekorps kosten also während eines Schlachtages 1 000 000 Frs., wobei angenommen ist, daß sie 300 000 Kg. Metall ausfeuern. Noch kostspieliger ist natürlich die ganz schwere Artillerie.

So wurde ausgerechnet, daß mit Abnutzungskosten ein einziger Schuß der schnell verbrauchten französischen 320er-Kanone nicht weniger als 6410 Frs. kostet. Bei Berechnung des Gebrauchs sowohl der großen wie der mittleren und der kleinen Geschütze, der Maschinengewehre und Infanteriegewehre, und nach der französischen Annahme auch des deutschen Verbrauchs, hat in den hundert Tagen der Schlacht von Verdun der Tod eines Soldaten auf der einen Seite die Heeresleistung der anderen Seite 70 000 Frs. gekostet. Die Engländer sollen aber im Burenkrieg noch viel teurer gekämpft haben, da bei ihrer Gesamtberechnung auf den Tod eines Buren nicht weniger als 200 000 Frs. entfielen. Die Balkankriege waren „billiger“, da damals das Füllen eines Soldaten nur 50 000 Frs. kostete. Der Geldwert der Geschütze und Munitionsausgaben in den ersten hundert Tagen der Schlacht vor Verdun würde, in Gold umgewandelt, 80 Kubikmeter Goldstücke ausmachen.

Die englische Artillerie in Ostafrika.

Der „Manchester Guardian“ stimmt in einer seiner letzten Nummern ein begeistertes Lob über die Leistungen der englischen Artilleristen in Ostafrika an, welches er augenscheinlich für eine neue Offenbarung hält. Er sagt darin u. a.: „Eine der größten Taten vom militärwissenschaftlichen Standpunkte aus war die Anpassung der Artillerietaktik an die Erfordernisse des Buschgechtes. Die verschiedenen im Schillingengrabenkampf in Europa ausgeprobten Methoden waren hier nutzlos, und der Artilleriegeneral Crewe beim Stabe der Smuttschen Armee sah bald ein, daß die totalen Verhältnisse des Kriegeschauplatzes in Ostafrika verlangten, daß die Artillerie zu einer Frontwaffe gemacht werde. So sehr das auch allen (?) bisherigen artilleristischen Traditionen widersprach. Sein erster Schritt, um seine „Reheret“ wirksam zu machen, war, daß er die Verantwortlichkeit des „Beobachtungsoffiziers in der Front“ erhöhte. Dieser muß nun mit der angreifenden Infanterie vorgehen und nicht nur sehen, wie das Artilleriefeuer am besten geleitet wird, sondern es auch in Uebereinstimmung mit den Wünschen des Infanteriebefehlshabers bringen. Er muß das Einschließen, das so oft durch das Wetter beeinflusst wird, leiten und angeben, welche Gegend besonders beschossen werden muß. Das ist sehr wichtig, zumal bei indirektem Schießen, wenn die Ziele nicht sichtbar sind.

Eine andere wichtige Neuerung, die eingeführt wurde, ist, daß eine Artilleriepatrouille mit den berittenen Truppen zur Erkundung vorausgeschickt wird, um die besten Wege und Stellungen vom Standpunkte eines Artilleristen auszumachen. Diesen Methoden des Generals Crewe haben wir es zu danken, daß die englischen Artilleristen so gute Erfolge zu verzeichnen hatten.“

Sehr neu sind für uns diese den Engländern scheinbar erkaunlich vorkommenden „Methoden des englischen Artilleriegenerals Crewe“ ja nun gerade nicht, und wir sind der Ansicht, daß die Möglichkeit der zweifellos wirksamen Verwendung von Artillerie in der Feuerlinie in Ostafrika weniger den „Crewe'schen Methoden“ als dem Mangel an Artillerie auf deutscher Seite zuzuschreiben ist. Außerdem kann auf Grund der bisherigen eigenen Berichte von Smuts noch festgestellt werden, daß trotz dieser Verwendung der Artillerie in der angreifenden Feuerlinie keine deutsche Stellung in Ostafrika im Frontalangriff bezwungen werden konnte, sondern daß immer die Umgehungen durch die an Zahl und Beweglichkeit weit überlegenen berittenen südafrikanischen Truppen die Schutztruppenabteilungen zum Räumen der gegen jeden Angriff behaupteten Stellung bezwogen haben.

Eine merkwürdige englische Kriegsausstellung. Die in England zum Sport ausgebildete Sammelwut betätigt sich auch im Kriege, so daß der Handel von angeblüh auf den Schlachtfeldern gefundenen Gegenständen in hoher Wüte steht. Darum muß die Regierung, die selbst „Kriegserinnerungen“ zu sammeln bestrebt ist, viel Eifer aufwenden, um wenigstens einige sehenswerte Stücke für ein künftiges Kriegsmuseum aufzutreiben. Denn natürlich wollen die Engländer ihre „Siege“ in einem Weltkriegsmuseum großen Stils für alle Ewigkeit verherrlichen. Doch da bis dahin noch viel Zeit vergehen kann, wurde inzwischen im Museum von White Hall eine kleine Ausstellung eröffnet, die einen diesbezüglichen Vorgeschmack bieten soll. Die Sammlung ist insofern sehr merkwürdig, als Gegenstände von Freund und Feind bunt durcheinander gewürfelt sind, um wenigstens einigermaßen ein kriegerisches Bild zu veranschaulichen. Das Brunnstück dieser Sammlung bildet der Marshallstab, der Kitchener selbstergötzt von König Edward VII. überreicht worden war. Die Galauniform des früheren Kriegsministers und seine zahlreichen Auszeichnungen fehlen, da sie mit der „Sampshire“ untergingen. Die pompast angelegte Abteilung von Siegestrophäen, die den Deutschen im Feuer abgenommen wurden, ist mehr als ärmtlich und rückt die angeblüh so großen englischen Erfolge in ein nichts weniger als vorteilhaftes oder Hoffnung erweckendes Licht. Zwei deutsche Handgranaten, ein deutscher Offizierskoffer, zwei selbgraue Helme und ein deutscher Revolver — das sind bisher die einzigen Trophäen, die in Englands künftigen Weltkriegsmuseum die britischen Erfolge veranschaulichen sollen. Um den Ausstellungsraum wenigstens einigermaßen zu füllen, mußte man sich sogar entschließen, verschiedene während des Trenaustandes den Sinn-Feinern abgenommene Waffen und Abzeichen zur Schau zu stellen, wodurch die ganze Veranstaltung, wie einige Londoner Blätter bemerken, nicht gerade auf die rühmlichste Weise bereichert wird.

Dies und Das.

Der längste ... Titel an der Front.

Aus dem Westen schreibt man der „Schief. Ztg.“: Im Hauptquartier der Division ist die Post eingegangen. Da fällt dem Offizier ein großer Aktenumschlag in die Hände, er stutzt und staunt: die ganze Länge des Umschlages ist von einem einzigen Titel ausgefüllt. Der Brief ist an den „Kriegsverpflegungsfeldproviandantinspektorkommissar“ gerichtet; er kommt von einer heimatischen Militärbehörde und ist, wie der Offizier nach kurzem Nachdenken feststellen muß, durchaus richtig adressiert.

Wiss vom Tage. Erläushtes. Wo stehst denn, daß mes dich so lang nimmer leht? „Jach! wegen Schmieraschl! Du warst ja nach fort!“ „Jach, wegen Salatschl!“ — Die Sommerzeit ist entschieden von großem Wert gewesen. Sie hat nämlich ein beträchtliches Plus an Sonnenschein gebracht, was für die Volksernährung von nicht zu unterschätzender Bedeutung war, da es bekanntlich einer der wichtigsten Wahlzeiten ist, sich die Sonne in den Magen schmelzen zu lassen. — Was ist der Gipfel der Loyalität? Wenn jemand, der ein Ertrabblatt kauft, beim Andlick der fetten Buchstaben an den Verkäufer einen Blick seiner Fettsarte ablieferet! (Kriteri.)

Der verweigerter Waffenstillstand.

Als wir gesprungen den Monte Cimone, wollten wir — Welche befrei'n aus den Trümmern; Doch einen Waffenstillstand hat ohne Mittel verwehrt der Feind ihrem Wimmern. Drauf erkennt man den Kapelmacher, Preisgegeben wird von dem Luder Stets ein Wehrlofer, Weibender, Schwacher, Wäre es auch kein eigener Bruder! (Kriteri.)

Der kresenliche Zustand.

„Auf nach Areta, auf nach Areta!“ Sang der selge Offenbach, Benzelos, der Verräter, Macht die Operette nach. Auf steht Areta, auf steht Areta! Ein Erfolg ist's unermessen! Denn auf Areta, früh und später, Das ein jeder nach — gefessen! (Kriteri.)